Stadtleben

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **16 (2009)**

Heft 182

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

«WIE SIE DOCH SO ALLWISSEND SIND!»

Der arme Tagelöhner und Historiker Gottlieb Büchler (1783–1863) war stets auf der Suche nach Fakten und durchforschte die Archive. Mit Aufklärung wollte er Aberglauben und Vorurteile aus der Welt schaffen. VON THOMAS FUCHS

Illustration: Sabine Schroyer Küller

Im Sommer 1812 glitt er bei der Kirschenernte im Regenwetter auf der Leiter aus und fiel aus rund vierzehn Metern Höhe zu Boden. Gottlieb Büchler hatte Glück und kam ohne Knochenbrüche davon, musste aber sechzehn Wochen lang das Bett hüten. Diese Zeit nutzte er zur Niederschrift seines ersten grösseren Werkes. So bald es seine Schmerzen erlaubten, richtete er sich hinter dem Tisch ein Lager ein, das ihm Schreibarbeiten ermöglichte. Er liess sich von seiner Frau «mein Jahre und Tagelang mit Mühe gesammelte historisches und genealogisches Material vor das Angesicht bringen» und schrieb die Biografien sämtlicher Gemeindehauptleute von Schwellbrunn nieder. Seine Heimat- und Wohngemeinde honorierte das Manuskript mit zwei Brabantertalern.

Gottlieb Büchler gehört zu den spannendsten Persönlichkeiten des frühen 19. Jahrhunderts in Appenzell Ausserrhoden und erinnert in manchem an den berühmten Armen Mann im Toggenburg Ulrich Bräker (1735–1798). Wie er sich als Weber und Tagelöhner autodidaktisch zu einer profilierten Stimme beim Aufbau des neuen liberal-demokratischen Staatswesens und zu einem profunden Kenner der kantonalen Geschichte und des Rechts entwickelte, verdient Achtung.

Alte Kalender zum Neujahr

Am 16. Mai 1783 kam Gottlieb Büchler als zweitjüngstes Kind des Ehepaars Bartholome Büchler und Anna Barbara, geborene Stark, im Schwellbrunner Weiler Wiesen auf die Welt. Der Vater arbeitete hauptsächlich im Taglohn als Heuer, Kirschenpflücker, Waldarbeiter und «Pöscheler» (pöschelen bedeutet binden von Reisigwellen). Die Mutter trug als Näherin und Weberin wesentlich zum Familieneinkommen bei. Ab 1785 bewirtschaftete die Familie eine kleine Liegenschaft neben der Unteren Mühle in Schwellbrunn. Diese erlaubte die Haltung einer Kuh und den Anbau einiger Aren Kartoffeln zur Eigenversorgung.

Gottlieb hatte vom Vater neben der robusten Statur und Gesundheit und dem hellen Verstand auch das Stammeln geerbt. Schulunterricht wurde ihm nur in den Sommerhalbjahren 1789 und 1792 bis 1794 zuteil. In den Jahren dazwischen konnte kein Lehrer für die Schulstube der abgelegenen Gegend gefunden werden. Gottlieb versuchte deshalb, sich selbst zu bilden und seine Eltern unterstützten ihn nach Möglichkeit dabei. Wenn sich seine Geschwister zu Neujahr Biberfladen und Zuckerstöcke wünschten, erbat er sich alte Kalender aus der Sammlung des Vaters zur Lektüre. Auch in der Heiligen Schrift las er häufig. Mit elf Jahren begann Gottlieb, eine Sammlung mit Auszügen aus den wenigen gedruckten Werken zur Appenzeller Geschichte anzulegen. Er konnte sich diese von Pfarrer Johann Ulrich Schiess ausleihen. Die gebildeten Leute aus der Ober- und Mittelschicht nachahmend, zeichnete er gleichzeitig systematisch das Wetter auf. Obwohl, wie er es selber formulierte, seine Vorlieben bei «Litteratur und Schriftstellerei» lagen, war für ihn das ungeliebte Los eines Webers vorbestimmt.

Der Militärdienst in den Jahren 1802 bis 1810 bot Gottlieb Büchler erstmals Gelegenheit, einen Teil seiner wirklichen Fähigkeiten unter Beweis zu stellen. Im September 1802 machte er im Bataillon Merz den Auszug nach Bern mit (Stecklikrieg), 1805 als Korporal die elf Wochen dauernde Besetzung der Schweizer Landesgrenzen. 1807 wurde er zum Wachtmeister und zum Instruktor der Rekrutenkompanien von Waldstatt und Schwellbrunn ernannt. Drei Jahre später quittierte er diesen Dienst aus ökonomischen Gründen.

Forschen statt arbeiten

Um nicht untätig herumsitzen zu müssen, was ihm, wie er mehrmals betonte, ein Gräuel war, nutzte Gottlieb die arbeitslose Zeit für Recherchen in den Archiven der Gemeinden Schwellbrunn und Herisau. Einige daraus hervorgehende Texte erschienen in Zeitschriften. 1812/13 brachte Gottlieb Büchler zudem die Genealogien von mehreren angesehenen Personen aus Schwellbrunn und Herisau zu Papier und bot sie diesen zum Kauf an. Die Arbeiten brachten ihm jeweils etwa 37 Kreuzer, in einigen Fällen auch Brote und Eier ein. Meister Josua Lienhart erwies ihm gar die Ehre, ihn zum Mittagessen einzuladen.
Im März 1809 heiratete Gottlieb Büchler Maria Magdalena Schoch aus Waldstatt. Sein Tagebuch aus den Jahren 1811 bis 1813 gibt eindrückliche Einblicke in eine schwierige Zeit, in der die Heimweberei daniederlag und Arbeitslosigkeit und Konkurse zur Tagesordnung gehörten. «Die Verdienst und Nahrungs Sorgen, macht mir für dieses Jahr zimlich bange», steht am Neujahr 1811. In der zweiten Februarhälfte verlor seine Ehefrau ohne Vorankündigung ihre Webaufträge. Zudem gab die Gesundheit des zehn Monate alten Sohnes zu Sorgen Anlass. Die für fast zwei Tageslöhne erstandene Arznei der Klosterfrauen von Magdenau zeigte keine Wirkung. Mitte Mai fand Gottlieb Büchler dann einige Tage Verdienst bei Strassenarbeiten und seine Frau erhielt endlich wieder einen Auftrag. Der Posten Schnupftücher beschäftigte sie während drei Wochen am Webstuhl.

Im Jahr darauf schädigte ein Frosteinbruch Ende Mai Gottlieb Büchlers Kartoffeln. Die Lebensmittelpreise blieben hoch, der Verdienst schlecht, und das Wetter war nasskalt, so dass sich der Heuet bis Mitte August hinzog. Beide Kinder kränkelten häufig und Maria Magdalena war erneut schwanger. Immerhin war meistens Arbeit für den Webstuhl vorhanden: Gottlieb Büchler wob dicke Halstücher, sein Frau Maria Magdalena feine, gut bezahlte Mousselinestoffe. Für einen Lichtblick sorgte im August ein Einsatz zum Emden für einen Herrn Högger aus St.Gallen. Nebst 36 Kreuzern Taggeld erhielt Gottlieb Büchler sechs Kreuzer Trinkgeld und eine Zeine voller Brot, Käse und Obst. Am 21. September kam das dritte Kind zu Welt. Das Taufgeschenk ermöglichte den Ankauf eines Weissbrotes und eines Masses Milch sowie von Mehlvorräten. Fast gleichzeitig machte der älteste Sohn seine ersten Schritte und der zweite bekam den ersten Zahn.

Das Ehepaar lebte in häufigem «Zank um die Hausherrschaft». 1844 mussten sich die beiden gar vor dem Ehegericht verantworten, da Maria Magdalena die Trennung verlangte. Sie warf ihrem Gatten unter anderem häufige Trunkenheit und sexuelle Belästigung vor. Der Hauptgrund für die Missstimmigkeiten dürfte bei den knappen finanziellen Mitteln des Ehepaares zu suchen sein. Während Gottlieb Büchler ihre Krankheiten sowie seine Unfälle und sein Rheuma als Ursachen vorschob, ortete seine Frau das Problem eher bei seiner unberechenbaren Taglöhnerei und seinem zeitaufwändigen Engagement für die Öffentlichkeit. Sein forschendes Streben für eine aktive Teilhabe am Aufbau eines modernen demokratischen Staatswesens muss der praktisch veranlagten Frau als unsinnige Flause erschienen sein. Sie fühlte sich bei ihrer Tätigkeit am Webstuhl allein gelassen und warf ihm vor, sie nur des Brautwagens wegen geheiratet zu haben. Ihre eigenen Vermögenswerte behielt sie deshalb unter Verschluss. Dieses offensichtliche Misstrauen wiederum verletzte ihn in seinem Verständnis als Ehepartner und Familienoberhaupt. Er warf ihr vor, sie vergönne ihm sogar das Essen.

Historiker, Rechtsanwalt, Hausierer

Mittels hartnäckiger Quellenforschungen wurde Gottlieb Büchler in der Folge zu einem der besten Kenner der Ausserrhoder Geschichte und zum führenden Genealogen im Kanton. Dank dem Entgegenkommen von höchster Regierungsstelle waren ihm die Bestände von Landes- und Kantonsarchiv uneingeschränkt zugänglich, was in den 1820er Jahren alles andere als selbstverständlich war und den demokratischen Geist bei den führenden Köpfen im Kanton eindrücklich dokumentiert. Zurückhaltender gaben sich die Schwellbrunner Ratsherren. Eine Mehrheit fürchtete, dass «durch sein geraden und offenen Sinn, dereinst Geschichten und Schwächenen der Gemeinde an das Tageslicht gezogen werden, welche ihnen unlieb sein könnten». Mehrmals erhielt Gottlieb Büchler Aufträge für Recherchen. So von Pfarrer Johann Ulrich Walser in Grub AR für dessen 1825/26 publizierte Geschichte über die Sektierer im Appenzellerland, ein Thema, das Büchler bereits selber seit einiger Zeit verfolgte. «Wie sie doch so allwissend sind!», zollte ihm Walser Bewunderung.

Ebenso fundierte Kenntnisse wie in Geschichte eignete sich Gottlieb Büchler im kantonalen Recht an. Mit diesen mischte er sich um 1830 engagiert in die Diskussionen um die Schaffung einer modernen Kantonsverfassung ein. Neben einigen radikal gesinnten Ärzten und Pfarrern aus dem Vorder- und dem Mittelland gehörte der Weber und Taglöhner aus dem Nordwesten des Kantons zu den wichtigsten Wegbereitern für ein modernes Grundgesetz. Im Unterschied zu den anderen focht er nicht mit polemisch zugespitzten, sondern ausschliesslich mit sachlichen Argumenten. Dank seinen Forschungen vermochte er glaubhaft der weit verbreiteten Meinung entgegenzutreten, das Landbuch wäre ein unveränderbarer Kanon ähnlich der Bibel.

> Neben einigen radikal gesinnten Ärzten und Pfarrern gehörte Büchler zu den wichtigsten Wegbereitern für ein modernes Grundgesetz.

Verschiedentlich vertrat er auch Parteien als Rechtsanwalt vor Gericht. Daneben versuchte er, sich als Zeitungsverträger und mit dem Austragen von und dem Hausieren mit Büchern, Kalendern und Zeitschriften über die Runden zu bringen. Wenn immer möglich scheint er sich auf diese Weise der ungeliebten Arbeit im Webkeller entzogen zu haben. Der erst im Aufbau begriffene Buch- und Zeitungsmarkt gab aber noch zu wenig her. Nach dem Umzug in den Ramsen bei Herisau Ende der dreissiger Jahre wurde die Heimweberei wieder Gottlieb Büchlers Haupterwerb. Im Gefolge der Teuerungsjahre 1845–47 verschlechterte sich seine ökonomische Lage dann derart, dass er im Alter einige Male um Spenden nachsuchen musste.

Drang nach Erkenntnis

Anfang Mai 1830 befand sich Gottlieb Büchler unter den Gründern einer Bibliothek für den Herisauer Schulbezirk Schwänberg. Es war das erste Mal im Kanton, dass Einwohner eines nicht dörflichen Schulkreises einen solchen Schritt wagten. Endlich sah sich Gottlieb Büchler von gleich gesinnten Männern umgeben. Er stellte sich dem neuen Institut als Aktuar der Betriebskommission zur Verfügung. Gottlieb Büchler ging es aber von Anfang an um mehr als um eine Bücherverleihanstalt. Er suchte nach einem Kreis, in dem man sich über das Gelesene und das aktuelle Geschehen austauschen und seinen Wissenshorizont erweitern konnte. Noch im selben Sommer wurde auf seine Initiative hin die Lesegesellschaft in Schwänberg gegründet. Die Gründung der neuen Gesellschaft darf als Zeichen dafür gewertet werden, dass der Geist der Regeneration, der vom Liberalismus geprägten politischen Erneuerung, auch im Appenzeller Hinterland Fuss zu fassen begann. Gottlieb Büchler prägte die ersten fünf Jahre der Lesegesellschaft massgeblich. Niemand hielt auch nur annähernd so viele Referate wie er. Zudem verfasste er ausführliche Protokolle, die heute wertvolle historische Quellen darstellen. Auch wenn ihm diese Tätigkeit halbjährlich mit eineinhalb Gulden und der Gratismitgliedschaft entschädigt wurde, muss sie eine grosse zeitliche Belastung bedeutet haben und sein Austritt Ende 1834 ist mehr als verständlich.

Mit seinen autodidaktischen Bildungsanstrengungen stand Gottlieb Büchler nicht allein da. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts begann das Bewusstsein um die Wichtigkeit eines guten Allgemeinwissens breitere Schichten der Bevölkerung zu erreichen. Autodidaktische Bildung zielte in der Regel aber auf einen wirtschaftlichen Aufstieg im Sinne einer Tellerwäscherkarriere. Für Gottlieb Büchler dagegen stand der Drang nach Erkenntnis im Vordergrund – unter Inkaufnahme karger Lebensumstände. Die Kombination der mit wissenschaftlichen Methoden betriebenen historischen Forschung mit der Taglöhnerei gelang ihm nur ansatzweise. Immerhin erarbeitete er sich die Achtung angesehener Persönlichkeiten im Kanton. Mit besonderem Stolz erfüllten ihn seine fünf in Broschürenform gedruckt erschienenen Werke. Gottlieb Büchler ordnete den Nachlass seiner Schriften, Notizen und Korrespondenz noch zu Lebzeiten eigenhändig und sorgte so dafür, dass der wertvolle Fundus seiner Werke bis heute greifbar ist.

Ein Weber und Taglöhner als Rechtsanwalt.
Szenische Lesung zu Leben und Werk von Gottlieb Büchler 1783–1863.
Freitag, 18. September, 20 Uhr,
Restaurant Harmonie, Schwellbrunn.

UNTERGANG IN 39 «AVENTÜREN»

Die Nibelungen-Handschrift der St.Galler Stiftsbibliothek ist neu Weltdokumenten-Erbe.

VON PETER MÜLLER

Die Unesco hat das Nibelungenlied zum Weltdokumenten-Erbe ernannt. Damit kommt St.Gallen zu weiteren Unesco-Ehren. Einer der drei wichtigsten Textzeugen für das Heldenepos liegt seit 1768 in der Stiftsbibliothek, entstanden ist sie um 1260. Die beiden andern Handschriften befinden sich in der Bayerischen Staatsbibliothek München und in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe. Die Liste des Weltdokumenten-Erbes wurde 1992 begonnen und dient dem Erhalt des «dokumentarischen Erbes der Menschheit», wie es offiziell heisst. Aufgenommen werden Buchbestände, Handschriften, Partituren, Bild-, Ton- und Filmdokumente. Die St.Galler Nibelungen-Handschrift befindet sich damit in beeindruckender Gesellschaft. Auf der Liste stehen unter anderem auch die Originalpartitur von Beethovens Neunte Symphonie, das Ingmar-Bergmann-Archiv und das phönizische Alphabet.

Fatales Geschehen

Etwas altertümlich? Nach fast 800 Jahren hat das Nibelungenlied zweifellos Patina angesetzt. So manches wirkt statisch und holzschnittartig, so manches ist zum Klischee herabgesunken – vom Drachenkampf Siegfrieds bis zum Nibelungenschatz, der angeblich im Rhein versenkt worden ist. Und die moderne Fantasy-Literatur bietet massive Konkurrenz. Trotzdem vermag das Epos immer noch zu fesseln. Das stellt man beim Stöbern im Text und in der Sekundärliteratur bald fest.

Erhebend ist die Geschichte, die das Nibelungenlied in 39 «aventüren» erzählt, allerdings nicht: Hass, Mord, Rache, Machtgier und Verrat stehen im Zentrum. Die Doppelhochzeit – mit der Geschichten glücklich zu enden pflegen – kommt hier viel zu früh. Sie setzt ein fatales Geschehen in Gang, das unaufhaltsam voranschreitet und in eine riesige Katastrophe mündet. Am Ende sind – bis auf wenige Ausnahmen – buchstäblich alle tot. «Hie hât daz maere ein Ende: daz ist der Nibelunge nôt», wird im letzten Vers des Epos lapidar festgestellt: «Hier hat die Geschichte ihr Ende. Das ist ‹Die Not der Nibelungen›.»

Spannungen und Widersprüche

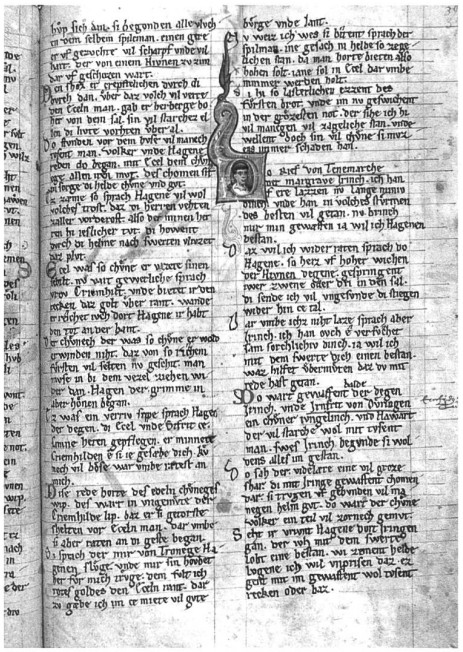
Die Herkunft des Nibelungenliedes verliert sich in der mündlichen Sagen- und Heldenüberlieferung Deutschlands und Skandinaviens. Der zweite Teil des Epos hat allerdings einen historischen Kern: Während der Völkerwanderungszeit gab es bei Worms ein burgundisches Königreich, das 436 oder 437 von den Römern und den Hunnen zerstört wurde. Das «Nibelungenlied» stellt den Untergang der Burgunder als Ergebnis einer Privatrache dar.

Der Autor ist unbekannt, vielleicht war es ein Kleriker. Sein Menschen- und sein Gesellschaftsbild wirken «bedrückend negativ», wie die Forschung meint. Einen wirklichen «Sinn» ergibt die düstere Geschichte nicht. Die meisten modernen Interpretationen gehen davon aus, dass es dem Epos um die Thematisierung von Spannungen und Widersprüchen geht. Dazu gehört insbesondere der Gegensatz zwischen der höfischen (Ritter-)Kultur und dem tatsächlichen Sein der Menschen. Hinter dem idealen «Überbau» zeigen sich schnell Egoismus, Feigheit, Lächerlichkeit, moralische Verworfenheit. Früher oder später läuft alles Geschehen auf den Untergang zu, der ebenso schicksalhaft wie selbstverschuldet ist. Selbst gute Absichten bringen nur das Verkehrte hervor. Positive Kräfte sind letztlich nicht auszumachen. Das Nibelungenlied demonstriert das in ebenso grandiosen wie beklemmenden Szenen. Zu den berühmtesten gehört der Streit der beiden Königinnen auf der Treppe zum Wormser Münster.

«Nibelungentreue» in Stalingrad

Künstlerisch hat das Nibelungenlied bis weit in die Neuzeit nachgewirkt, die bekannteste Bearbeitung ist Richard Wagners vierteiliges Musikdrama «Der Ring des Nibelungen» von 1853. Für die «Riesenleidenschaften», mit denen die Personen des Nibelungenliedes handeln, fand Heinrich Heine 1835 ein surreales Bild: In einer hellen Sommernacht treffen sich auf einer weiten Ebene die gotischen Dome von Europa zum Rendezvous – vom Kölner Dom bis zu Notre Dame von Paris. Sie bewegen sich etwas unbeholfen, teilweise sehr linkisch. Wenn sie in Wut geraten und sich gegenseitig würgen, vergeht einem aber das Lachen.

Ein Thema für sich ist die Ideologisierung des Nibelungenliedes. Im 19. Jahrhundert wurde es zum «deutschen Nationalepos» erklärt. Man sah darin die «deutschen Nationaltugenden» verkörpert – Stärke, Treue, Entschlossenheit. Die Nationalsozialisten erklärten die «Nibelungentreue» zur Volkstugend. Monströser Höhepunkt war die Schlacht von Stalingrad im Jahr 1943. Hitler verbot jede Kapitulation, die Tausenden von Soldaten das Leben gerettet hätte. Stattdessen bestand er auf dem Kampf bis zum letzten Mann. «Hitler hat die Dramaturgie der Stalingradschlacht nach den Vorgaben des letzten Kampfes der Nibelungen entworfen», schreibt der Politologe Herfried Münkler. «Der Krieg wurde für ihn zu einer gigantischen Inszenierung mythischer Vorgaben und der aus ihnen gespeisten Phantasien.» Man staunt, was ein mittelalterliches Heldenepos noch in den vierziger Jahren alles anrichten konnte.



Einer der drei wichtigsten Textzeugen für das Heldenepos.
Bild: Stiftsbibliothek St.Gallen

Mehr Infos: www.unesco.org/webworld/mdm/

MEISTERSTÜCK

TIMON RICHIGER

Grüezi-grüezi-bip-bip-bip-bip-cumuluscharte?-hani nöd-macht vieredrissg franke füfenünzg-hm-und füf franke füf retour-hm-danke, und no en schöne sunntig-danke, glichfalls. Grüezi-grüezi-bip-bip-bip-bip ...

Wir hören das höchstens einige Male pro Woche, die Kassiererinnen und Kassiere bei den Grossverteilern täglich tausendfach. So auch Timon Richiger, der acht Monate lang zu hundert Prozent bei der Migros Herisau gearbeitet hat, um nach der Matura Geld zum Reisen zu verdienen. Die Migros ist bekannt dafür, Studenten einzustellen, und so bekam Timon Richiger schliesslich den Job in Herisau an der Kasse: «Anfangs staunt man schon darüber, wie viel Umsatz man innert so kurzer Zeit macht, und zählt mit. Bald aber wird es normal, dass man mit solch hohen Beträgen zu tun hat, und überlegt nicht mehr, dass man innert eines Tages ein Vielfaches des eigenen Monatsverdienstes in den Händen hält.» Der Verantwortungsdruck ist ziemlich hoch: Jeder ist für die eigene Kasse zuständig, alle zwei Wochen wird abgerechnet. Kleinste Fehlbeträge haben keine Sanktionen zur Folge, übersteigen diese aber eine gewisse Grösse, wird der Kassier zu einem Gespräch geladen. Grosse Fehlbeträge können den Verlust des Arbeitsplatzes bedeuten. Wegen der Betrugsgefahr dürfen die Angestellten innerhalb der Filiale kein Bargeld auf sich tragen. Wollen sie in der Pause etwas kaufen, können sie dies nur mit einer aufladbaren Migros-Geschenkkarte tun.

Illustration: Rahel Eisenring

Mit fünfzehn Personen, verteilt auf neun Kassen, arbeitete Timon in einem überschaubaren Team. Das Arbeitsklima hat er positiv in Erinnerung, ebenso das Verhältnis zu den Mitarbeitenden, die die Regale auffüllten. «Welche Arbeit man bevorzugt, ist Geschmackssache», sagt er, da gebe es keine Rangliste. Man ist zwar für eine der beiden Arbeiten angestellt, dennoch springt man ab und zu ein, wenn am andern Ort Hilfe gebraucht wird.

«Mir ist klar, dass es ein Privileg ist, diese Arbeit nur aushilfsweise auszuüben. In meinem Team waren auch einige Familienfrauen tätig. Für einen Studenten ist der Lohn gut, doch um eine Familie ernähren zu können, reicht er nicht aus, da sich die Migros an den Mindestlöhnen orientiert.» Dafür seien die Sozialleistungen gut. Was ihn störte, war der enorme Druck von oben: «Die Maxime lautete: Zeit ist Geld! Es wird gemessen, wie schnell ein Mitarbeiter tippt, und dann eine Rangliste erstellt, die am Anschlag ausgehängt oder intern besprochen wird.»

«Dafür hat mir der Kontakt mit den Kunden – bis auf wenige Ausnahmen – sehr gut gefallen», sagt Timon Richiger. Frühmorgens kommen die Arbeiter und Schüler für Brötchen und Energydrinks, dann die älteren Leute, Familienmütter und -väter, mittags wieder Arbeiter und Schüler für ein Sandwich. Nachmittags ist die Kundschaft durchmischt und abends kommen die Gestressten. Trinkgeld gibt es selten, allenfalls für Sonderdienste wie Traghilfe oder die Ehrlichkeit, einem Kunden zu sagen, er habe zu viel bezahlt. Als Timon seine Stelle antrat, konnte man das Trinkgeld behalten, inzwischen wird das Geld in einer Kasse gesammelt, die irgendwann allen Angestellten zu Gute kommen soll.

Noch heute passiert es ihm, dass er auf der Strasse von ehemaligen Kunden gegrüsst wird, und sogar am Openair St.Gallen haben ihn einige Jugendliche darauf angesprochen. «Ich glaube, so etwas wird man nicht so schnell wieder los», schmunzelt er. **Kathrin Haselbach**

KELLER + KUHN: MAAG&MINETTI. STADTGESCHICHTEN

ANA BELAS ANTWORT

Mittagspause. Ein leichter Wind streicht über den Fluss. Er lässt Ana Bela einen Augenblick wohlig erschauern, während sich über ihren Schenkeln Hühnerhaut ausbreitet. Entspannt liegt sie auf jenem Holzrost an der Uferböschung, der männlichen Anwärtern ihren Ausschluss zur Milderung auf Englisch signalisiert: Only for women. Zwei Meter neben ihr räkelt sich ihre Flussbadfreundin Emina Sindic auf einem Frottiertuch und arbeitet konzentriert an ihrer Bräunung. Eben wurde sie von ihr gebeten, ihr den Rücken einzucremen. Obwohl sie der Meinung ist, der Schutzfaktor acht sei für Eminas helle Haut eindeutig zu niedrig und dass «Sunshine 15» sie weit besser schützen würde, kommt sie der Bitte gern nach. Sie will ihr aber unbedingt einen Wechsel empfehlen.

Ana Bela beginnt gerade, sich jenen Träumen hinzugeben, die sie für diese Mittagsstunde reserviert hat, als von der Dusche bei der Flusstreppe ein vertrautes, überlautes Prusten und Schnauben gegen den Vorsommerhimmel steigt.

Damit Emina nichts entgeht, sagt sie ohne den Kopf zu heben halblaut: «Maag!» Sie weiss, dass ihre Freundin sich jetzt unauffällig auf einen Ellbogen stützen wird, um ihn besser beobachten zu können. «Immer noch drei bis vier Kilo zu viel», sagt Emina mit ihrem im Gesundheitszentrum geschärften Blick für die Spannweite zwischen Magersucht und Übergewicht, «aber – wenn du mich fragst – sie stehen ihm ausgesprochen gut.»

«Letzthin fragte mich im Kaufhaus eine Frau, die hinter ihm an meiner Kasse gewartet hatte, ob er Geheimagent sei», sagt Ana Bela schläfrig und lächelt mit geschlossenen Augen.

«Und? Was hast du gesagt?», fragt Emina mit unterdrückter Stimme. Das Prusten unter der Dusche verstummt, als wolle Maag die Antwort hören, auch wenn die Distanz dafür viel zu gross ist. «Ja!», sagt Ana Bela.

Keller + Kuhn sind Christoph Keller (St.Gallen/New York) und Heinrich Kuhn (St.Gallen/Paris).

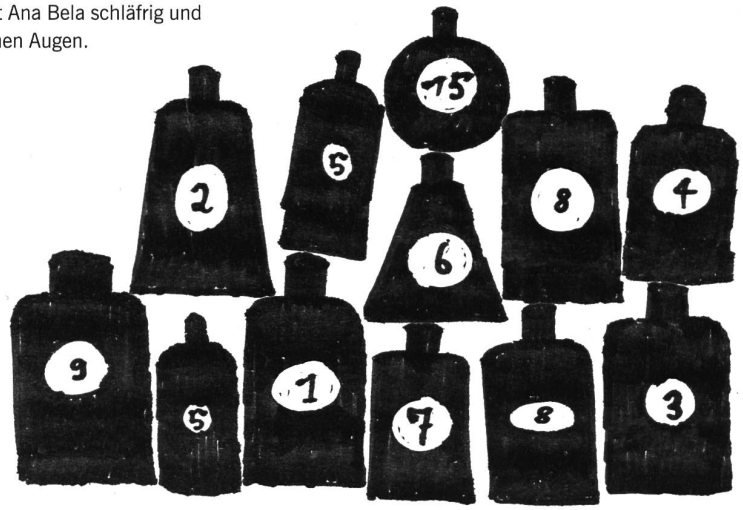


Illustration: Beni Bischof

ESSBARE STEINE UND UNGLÜCKLICHE ZWILLINGE

Plötzlich hält der Bus. «Heute geht nichts mehr», informiert der Fahrer. Moung Khoa heisst der Ort, den Dominique und ich nach neun Stunden Fahrt auf einem Reissack erreichen. Kinder spielen nackt am Fluss, Mütter waschen Kleider am Ufer. Es ist ein ruhiges, idyllisches Dorf. Für umgerechnet zwei Franken finden wir ein Zimmer und bekommen eine Nudelsuppe. Gerade wollen wir bezahlen, als ein kleiner, schlanker Mann an unseren Tisch tritt und sich als Bounma vorstellt. Scheu fragt er, ob wir mit ihm ethnische Minderheiten besuchen wollten. Hastig zeichnet er eine Route auf und schlägt uns eine mehrtägige Tour zu verschiedenen Völkern vor. Wir willigen ein und wissen nicht genau wieso.

Im Morgengrauen brechen wir auf. Bald geht es steil bergauf. Als wir in den Dschungel eintauchen, erklärt uns Bounma, er sei Lehrer in Moung Khoa. Ehrenamtlich führt er Volkszählungen bei den Stämmen durch und spricht deshalb die Sprachen der nordlaotischen Waldbewohner. «Ihr werdet Khamu-, Ko Pala- und Akha-Völker zu sehen bekommen», sagt er.

Seele auf Fotopapier

Wir wandern den ganzen Tag und die Sonne steht bereits tief, als wir den für heute letzten steilen Anstieg in Angriff nehmen. Auf der Anhöhe erblicken wir auf einer Lichtung das erste Dorf. Ein Hund bellt, einige Kühe unterbrechen ihr Kauen, Schweine suchen nach Nahrung, Hühner gackern. Bounma geht weiter und fordert uns auf, über den Holzzaun zu klettern. Etwas unsicher folgen wir ihm. Kurz darauf betreten wir eine bretterverschlagene Hütte. Es ist der Wohnsitz des Dorfoberhauptes, bei dem uns Bounma zuerst anmelden muss.

Ein Mann mit hoher Stirn tritt hinter einem Tuch hervor und begrüsst uns mit einem Nicken. Bounma wechselt ein paar Worte mit ihm und fordert uns auf, dem Dorfhöchsten unser Geschenk zu überreichen. Lächelnd nimmt dieser das Tigerbalsam entgegen und bittet uns, auf winzigen Holzstühlen Platz zu nehmen. Dann ruft er seine Frau und die fünf Kinder herbei. Alle starren, wir schweigen uns an. Dominique und ich sitzen der Familie gegenüber, lächeln verlegen, versuchen uns mit Händen und Füssen zu verständigen. Schliesslich kommt Bounma zu Hilfe und übersetzt.

Das Oberhaupt heisse Phumea und sei 48 Jahre alt. Gerne würde der Mann unsere Sprache verstehen. An der «grossen Strasse» unten im Tal habe er schon Weisse gesehen, noch nie aber solche beherbergt. Er offeriert uns Reiswein. Da im Dorf ungerade Zahlen Unglück bringen, bleibt es nicht bei einem Glas und beim fünften wissen wir, dass ein sechstes folgen wird. Nach dem Mahl lassen wir fragen, ob wir Haus und Bewohner fotografieren dürfen. Phumea runzelt die Stirn und sagt, er müsse sich das während der Nacht überlegen. Weil man hier glaubt, beim Fotografieren würde einem die Seele geraubt, tut er sich schwer mit der Entscheidung. «Ja, ich will mich fotografieren lassen», verkündet er am folgenden Morgen. Wir müssen versprechen, die Bilder rasch entwickeln zu lassen und sie dann Bounma zu schicken, damit er die Fotos und somit die Seele zurück ins Dorf bringen kann. Phumea, seine Frau und sein jüngster Sohn reihen sich vor ihrer Hütte auf. Nervös zupfen sie die Kleider zurecht. Dann mache ich das erste Bild der Familie.

Hühnerfuss-Suppe und Fledermaus

Die Gegend wird immer wilder, immer verlassener. Wir dringen in Gebiete vor, wo Tiger leben, wandern unter gigantischen Bananenbäumen. Nachdem wir uns an einem Bach etwas gewaschen haben, marschieren wir noch einmal zwei Stunden bergauf. Männer mit Gewehren treten aus dem Dickicht, barbusige Frauen schleppen Holz. Die Waffen funktionieren mit Schiesspulver, das die Dschungelbewohner selbst herstellen. Als sie uns sehen, gehen sie hastig weiter. Auch wir setzen uns wieder in Bewegung. Dann, am Wegrand, ein umzäuntes sternförmiges Zeichen aus Bambus. «Spirit place», murmelt Bounma.

Schliesslich erreichen wir die Kuppe. Vor uns in eine Mulde gebettete Hütten. Ein Mädchen rennt weg, als es uns sieht. Bounma braucht eine Weile, bis er die Hütte des Dorfhöchsten findet. Wir gehen unter einem Tor hindurch, an welchem eine Feder und ein Hühnerfuss angebracht sind. Über dem Hauseingang hängt eine Falkenkralle. Die Läden und Türen sind mit Kinderzeichnungen bemalt. Dann betreten wir eine dunkle, kühle Hütte. Das Oberhaupt namens Rao erlaubt uns, zu bleiben. Er und seine Familie sehen zum ersten Mal Weisse, ungläubig berühren sie unsere Haut. Dominique nimmt das «Ohne-Wörter-Buch» mit den Zeigebildern hervor. Davon sind die Gastgeber angetan und es entsteht eine Konversation. Mit der Zeit schwindet die Angst im Dorf. Mehr und mehr Kinder strömen herbei, setzen sich um das Büchlein, zeigen auf Früchte, die sie kennen, schreien, lachen, stampfen. Der Dorfhöchste klatscht in die Hände und bis auf seine Familie verschwinden alle. Dann ruft er uns zum Kochtopf.

Über dem verrussten Geschirr hängen schwarze Fleischfetzen. Wir erkennen Fledermäuse, Eichhörnchen, kleine Vögel. Rao, ein 27-jähriger, etwas untersetzter, aber kräftiger Mann, schenkt uns Reiswein ein. Dann gibts Hühnerfuss-Suppe, Bambus, Bananenbaumblüte und die Tierchen, die vorher über dem Topf hingen. Genüsslich kaut Rao ein Stück Eichhörnchen, dann verschlingt er dessen Kopf samt Knochen. Nachdem wir uns durch diese Speisen gemogelt haben, werden schwarze, nicht definierbare Stücke gereicht. Es handle sich um Steine, werden wir aufgeklärt. Zögernd beisse ich einen an. Der Stein zerbricht, schmeckt nach nichts. Die Dorfbewohner sind jedoch süchtig danach, da grössere Mengen halluzinierend wirken.

Unglück hat viele Gesichter

«Essbare Steine sind nicht das einzig Sonderbare in diesem Dorf», sagt Bounma ernst, als wir alleine sind. Es sei hier Tradition, Zwillinge nach der Geburt umgehend zu töten. Die Leute glaubten, zwei Kinder zu gebären, bringe Unheil. Es sei dann den ältesten Bewohnern vorbehalten, Kohle über die Neugeborenen zu schütten, eine Bambusmatte darüber zu legen, und sich darauf zu setzen. Die alten murmelten nach einem komplizierten Ritual böse Worte, trampelte dazu auf der Matte und auf den leblosen Körpern herum, damit alles Schlechte zusammen mit den Zwillingen aus dem Dorf verbannt würde. «Mali und Lyan sind verschont worden von diesem grausamen Tod», sagt Bounma. Ihre Mutter rannte gleich nach der Geburt der Zwillingstöchter aus dem Dorf. Drei Tage lang floh sie, bis sie in die Nähe der «grossen Strasse» kam. Dort versteckte sie sich in einem Reisfeld und wartete. Als ein Mann auftauchte, rannte sie auf die Strasse, legte ihm ihre zwei Babys in die Arme und verschwand im Dschungel. Der Mann brachte sie nach Moung Khoa. Ein Lehrer und Freund von Bounma nahm sich der Neugeborenen an und zog sie auf. «Jetzt sind sie sechs Jahre alt, ich sehe sie fast jeden Tag», sagt Bounma. Rao kommt zurück und fordert uns auf, uns nun schlafen zu legen – quer, nicht längs, sonst bringe es Unglück.

Zwei Tagesmärsche später verabschieden wir uns von Bounma. Er schreibt seine Adresse auf: «Bounma, Teacher in Moung Khoa», und bittet uns, die Fotos für Phumea auch wirklich zu senden. Entschuldigend fügt er an, er habe keine E-Mail-Adresse, träume jedoch davon, eines Tages zu lernen, wie man einen Computer bedient.

Dominique Blumer, 1985, und **Felix Burch,** 1976, leben in St.Gallen und reisen rund ein Jahr lang durch Asien, die Karibik sowie Zentral- und Südamerika.

Phumea, das Dorfoberhaupt, und seine Familie beherbergten die beiden Reisenden.

«Spirit place» ausserhalb eines Dorfes.

Essbare Steine mit halluzigener Wirkung. Bilder: Dominique Blumer und Felix Burch